



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Feyerabend, Karl: Bilder aus der englischen Kulturgeschichte : 1. Die
königliche Gabe : (Schluß)

urn:nbn:de:gbv:46:1-908



Bilder aus der englischen Kulturgeschichte

Von Karl Feyerabend

1. Die königliche Gabe

(Schluß)



icht ganz klar ist auch die Stellung Richard Wisemans, eines Leibchirurgen Karls des Ersten, den man als stärksten und unverdächtigsten Zeugen für die Wirksamkeit der Heilung herangezogen hat, in dessen Brust aber zwei Seelen, die des Patrioten und des Arztes, gewohnt zu haben scheinen. Die Frage, ob er wirklich daran geglaubt oder wissentlich einen Betrug gefördert hat, kann man schwer beantworten. Bedeutend in seinem Berufe, ehrlich und aufrichtig als Schriftsteller, wie er war, scheint er doch unzweideutig seinen Glauben auszusprechen: „Ich bin selber häufig Augenzeuge von vielen hundert Kuren gewesen, die der Kunst der Ärzte gespottet hatten. Es wäre endlos zu erzählen, was ich selbst gesehen habe.“ Seine warme Anhänglichkeit an die königliche Familie und Jugendvorurteile ließen bei ihm den Glauben gegen das nüchterne Urteil vorwiegen. Denn einzelne Stellen seiner „Chirurgischen Abhandlungen“ verraten ein Bewußtsein des Widerspruchs. Diese *Chirurgical Treatises*, erst 1676 in Folio erschienen, sind ein durchaus ernsthaftes, und soweit ich als medizinischer Laie beurteilen kann, für ihre Zeit wissenschaftliches Werk. Das vierte Buch handelt von *the king's evil*. „Die Behandlung des Leidens, sagt er, ist schwierig, aber zum Glücke hat Gott den englischen Königen die »Gabe« verliehen. Da nicht geleugnet werden kann, daß »Manche« geheilt hinweggehn, so haben einige es der Reise und Luftveränderung, andre der Wirkung der Einbildungskraft, andre dem Tragen des Goldes zuschreiben wollen. Dagegen spricht, daß Londoner in Whitehall sowie Kinder und Säuglinge geheilt worden sind »durch geheime Strahlen der Gottheit, die den Königen zu teil werden«, daß manche die Heilung trotz Verlustes des Goldes bewahrt haben, wiewohl es auch Beispiele vom Gegenteil gibt.“ Dagegen ist es dem Verfasser mehr als zweifelhaft, ob Leute geheilt werden können durch Gold, das andern vom Könige gegeben worden war. Überhaupt deutet er an, daß die Kur durchaus nicht unfehlbar war. Dem Könige wurden nur die leichtesten Fälle vorgeführt, nachdem die schlimmsten vorher ausgeschieden waren. Und gerade in deren ärztlicher Behandlung zeigt Wiseman umfassende Erfahrung, ohne daß er die königliche Hilfe in Anspruch nahm. Bezeichnend sind die Worte, mit denen er den Übergang zu dem wissenschaftlichen Teil des Kapitels macht: „Es ist nicht notwendig, daß eine Krankheit, die durch ein Wunder geheilt wird, nicht auch durch Regeln der Kunst geheilt werden könnte.“ Deshalb will er zur größern

Sicherheit doch auch das ärztliche Heilverfahren angeben und tut dies ausführlich, doch mit dem Bekenntnis, daß die Wissenschaft hierin noch nicht weit genug sei. Aus seiner reichen Praxis berichtet er über eine Anzahl Fälle. Eine vornehme junge Frau zum Beispiel hatte eine hartnäckige Skrofelschwellung an der rechten Seite des Halses. Er behandelte diese mit Arzneimitteln, brachte sie zur Eiterung und heilte sie. „Ungefähr ein Jahr nachher, sagt er, sah ich sie in der Hauptstadt wieder und fühlte eine kleine Drüse von der Größe einer Feigbohne. Ich hätte sie gern überredet, ein lösendes Pflaster aufzulegen und sich berühren zu lassen; aber sie sagte, sie hielt es nicht für das Königsübel.“ Also nachdem er seine Patientin einer schweren, chirurgischen Kur unterzogen hatte, war er bereit, den Rest des Übels der Hand des Königs unter dem Beistand eines lösenden Pflasters zu überlassen; das Leiden war aber nun zu geringfügig, als daß die Frau auf eine weitere Behandlung Gewicht gelegt hätte. Der größte Gegner der Berührung konnte diese demnach nicht viel geringschätziger hinstellen. Alles in allem scheint Wisemans Meinung die gewesen zu sein, daß die Gabe der Heilung als etwas Unbeweisbares hinzunehmen sei, das man als ehrwürdige Dekoration des Königtums ehren, mit dem man aber die wissenschaftliche Medizin verschonen solle.

Eines ganz andern Geistes Kind war Wisemans Berufsgenosse John Browne, Wundarzt an King's Hospital in London und Leibchirurg Karls des Zweiten, der Verfasser eines kuriosen Buchs, das wohl einzig in der Geschichte der praktischen Medizin dasteht. Es erschien 1684 unter dem Haupttitel Adenochoiradelogia (Lehre von den Drüsen- und Kropfgeschwellungen) und besteht aus drei selbständigen Teilen mit besondern Titeln. Der erste und zweite geben die anatomische Beschreibung und die chirurgisch-medizinische Behandlung, wobei man einen Blick in den abenteuerlichen Arzneischatz dieser Zeit tun kann. Für uns ist nur der dritte Teil mit dem Titel Charisma Basilicon, or the Royal Gift of Healing wichtig. Das ganze Werk, das von dem ersten Leibarzt und den andern Hofärzten geprüft und gebilligt worden war, ist dem Könige in den schmeichelhaftesten Ausdrücken gewidmet: „Diese Bücher liegen hingestreckt zu Ew. Maj. Füßen, demütig E. M. geheiligte Berührung ersehend.“ Der indolente Genußmensch Karl der Zweite, der durch sein Unglück nichts gelernt und nichts vergessen hatte und durch das üble Vorbild seines Hofhalts die öffentliche Sittlichkeit auf den tiefsten Punkt brachte, ist dem Verfasser „der Erzeuger unsrer Gesundheit und unsers Wohlergehens, der durch die ihm von seinen Vorfahren her innewohnende balsamische Heilkraft, sowie durch Weisheit, Klugheit und Lebensführung (conduct!) alle Welt überstrahlt, die Sonne nicht nur seiner Untertanen, sondern auch seines Schöpfers.“ Die Schmeichelei ist wirklich eine ansteckende Krankheit, vor der auch die Ärzte nicht sicher sind. In der Vorrede an den Leser heißt es: „Da in den letzten Jahren meine Geschicklichkeit in betreff dieser Krankheit in Frage gestellt worden ist, und mein Urteil manchen unhöflichen Wischer von seiten unsrer Zunft, obwohl nicht von vielen, erfahren hat (hath met with many an uncivil rubb by some of our profession, although I cannot

say many), so habe ich mir einen frischen Mut gefaßt, der übeln Laune und Bosheit dieser verzweifeltten Gegner kühn die Stirn zu bieten (to out-brave). Ich fürchte mich nicht für die Sache des Übels einzutreten“ — to appear for the Evil Cause, eine witzige Zweideutigkeit (für die schlimme Sache vor Gericht erscheinen), die sich nicht übersetzen läßt, und die der Verfasser selbst durch den Zusatz erklärt: that is to show all the apparent causes of the Evil in public.

So albern Brownes Angaben auch sind, geht er doch mit dem möglichsten Ernst auf alle Einzelheiten und Kleinigkeiten ein, was auf den Leser einen geradezu grotesken Eindruck macht. Er muß entweder fest an die Kraft geglaubt haben und im derbsten Aberglauben befangen oder ein Erzheuchler gewesen sein. Aber was auch immer die Meinung seiner Leibärzte gewesen sein mag, höchstwahrscheinlich lachte der frivole Karl der Zweite über die Torheit der Menschen. Im Geschichtlichen schreibt Browne seine Vorgänger Tooker und Laurentius aus, nicht ohne gelegentlich gegen sie zu polemisieren. Mit größter Wichtigkeit behandelt er Fragen, wie ob am Karfreitag die Wirkung am stärksten sei. Er gibt ausführliche Anweisungen für die Zulassung, die er gern reformieren möchte. Die Bewerber sollen von dem Geistlichen und den Pflögern ihres Kirchspiels ein Zeugnis bringen, daß sie noch nicht berührt waren. Er empfiehlt, daß die Bischöfe entsprechende Vordrucke an die unter sie gestellte Geistlichkeit schicken. Viele betrögen den König um sein Gold, denn wenn alle ehrlich wären, würde man nicht so viele Münzen Seiner Majestät bei den Goldschmieden finden. Die Kranken sollten sich erst zuhause von einem Arzte untersuchen lassen, denn viele kämen, die gar nicht am evil litten, machten also überflüssige Reisen. „Am oft wechselnden Wohnsitz des Königs angelangt, haben sie viel Aufenthalt und Geldausgaben; denn es ist schwerer an den Chirurgen heranzukommen, als die Berührung zu erlangen.“ (Wie John Evelyn in seinem Tagebuche 1684 erwähnt, war einmal das Gedränge wegen Zulasskarten so groß, daß sechs bis sieben Personen an der Tür des Arztes totgedrückt wurden.) Browne rät dazu, daß der Clerk of the Closet, damals der Bischof von Durham, der das Register führte und die Abrechnungen zur Entlastung der königlichen Schatulle an das Schatzamt vermittelte, zur bessern Kontrolle ein alphabetisches Verzeichnis anlege.

Die Ausführung der Zeremonie beschreibt Browne natürlich aufs genaueste. Aber das merkwürdigste ist doch das zehnte Kapitel mit den Heilungsgeschichten, besonders aus der Zeit Karls des Ersten. „Ein armer Gastwirt Cole, der seine Geschwülste, die häufig aufbrachen und ihn zu ersticken drohten, mit Mineralwasser reinhielt, näherte sich dem Märtyrerkönig, als dieser gefangen durch Winton geführt wurde, konnte aber nicht an ihn herankommen. Der König, der ihn bemerkte, rief ihm zu: Du kannst nicht sagen, was du wünschst, aber Gott segne dich und gewähre dein Verlangen. Als bald nahm das Wasser in der verschlossenen Flasche ab, die zuletzt außen rissig wurde und sich mit einer Art Ausschlag bedeckte. Als eine durchreisende Dame etwas von den Auswüchsen der Flasche abpickte, bekam der Mann Schmerzen und verschloß sie von nun an in einem wollenen Sack, ohne sie fortan seinen Gästen zu

zeigen. Gleichfalls in Winton lebte ein Mann mit seinem Sohne, beide krank, dann der erstere berührt und geheilt; wenn der Sohn das Gold seines Vaters umhing, war auch er gesund.“ Vom Golde, das nach Browne im Gegensatz zu Tooker für die Heilung wesentlich ist, finden sich überhaupt mehrere Wundergeschichten. Bei einer Quäkerin tat es ein silbernes Zweipencestück. Dissenters wurden dadurch zur Staatskirche bekehrt, daß sie Blinde und Lahme heilen sahen. Einer geheilten Dissenterdame brachen die Narben vorübergehend auf, als das Haupt Karls des Ersten fiel. Ein Quäker aus Winchester hatte wenig Glauben und wollte nicht heran, aber als er den König sah, wuchs sein Glauben, wie er dem Hofbeamten John Stephens erzählte. Nach der Berührung war er binnen vierundzwanzig Stunden völlig gesund, ging am nächsten Sonntag in den Dom zu Winchester, um Gott öffentlich zu danken, und blieb von da an ein treuer Sohn der bischöflichen Kirche. Eines Nonkonformisten Kind wurde ohne dessen Wissen nach Breda gebracht und dort vom verbannten König geheilt, der Vater aber dadurch „bekehrt.“

Dankenswert ist die von Browne in einem Anhang gegebene Statistik über die von Karl dem Zweiten vollzogenen Berührungen nach Jahren und Monaten. Vom Mai 1660 bis September 1664 und vom Mai 1667 bis April 1683 belief sich die Gesamtzahl auf 92107. Wenn wir die Lücke bei Browne von 1664 bis 1667 und die Zeit bis zum Tode des Königs, Februar 1685, in Rechnung stellen, erscheint demnach die von Macaulay angegebene Schätzungszahl von 100000 Berührungen während dieser einen Regierung eher zu niedrig. Der für die Münzen nötige Aufwand betrug im Durchschnitt jährlich mehr als 3000 Pfund Sterling, was zugleich wieder als Schlüssel für die hohen Zahlen der Bewerber dienen kann. Gleich im Jahre der Restauration ließen sich vom Mai bis Dezember 6725 Personen berühren. Gleichwie Dryden in seinem Huldigungsgedicht *Astraea Redux* mit der Wiederherstellung des Königtums die Himmelstochter Gerechtigkeit (nach Vergil, *Än.* 4) auf die Erde zurückgekehrt glaubte, so sah man auch in der königlichen Berührung eine allzulang entbehrte öffentliche Wohltat dem Volke wieder zugänglich gemacht. So heißt es 1660 in einer Predigt: „Ist denn keine Salbe in Gilead? Ja, sie ist vorhanden, darum laßt uns froher Hoffnung sein auf die Heilung der Wunden der Tochter unsers Volkes, da sie unter der Pflege gerade der Hände sind, denen Gott eine wunderbare Gabe der Heilung erblich verliehen (entailed) hat, wie in der Absicht, unsre Hoffnung zum Vertrauen zu steigern, daß wir eines Tages diesen geweihten Händen nächst Gott die Heilung der Übel der Kirche und des Volkes sowohl wie des Königsübels zu verdanken haben.“ Und diese Predigt hielt kein geringerer als Sancroft, der spätere Erzbischof, der als Primas der Reichskirche der Willkür Jakobs des Zweiten so mutig entgentrat. Nach Browne verteilten sich die Berührungen auf die einzelnen Monate und Jahreszeiten sehr ungleich. Es findet sich kein Monat ganz ohne solche. Ein Anschwellen trat regelmäßig um die Osterzeit und im Herbst ein. Die höchste Zahl in einem Monat, 2471, findet sich beim April 1682 verzeichnet, die geringste mit vier beim Januar desselben Jahres. Auch der April 1674 weist 2160 auf, und Zahlen

zwischen 1000 und 2000 sind für die Frühjahrsmonate und den September ziemlich häufig. Die geringste Gesamtzahl hat das Jahr 1686 mit 2461, die höchste 1682 mit 8577. Die Gläubigen waren damals übrigens nicht auf Großbritannien, ja nicht auf Europa beschränkt. In den Archiven von Massachusetts und Virginien liegen jetzt noch Abrechnungen über Unterstützungen, mit denen die Behörden der Kolonien mittellosen Kranken die Reise nach London und die Wohlthat der königlichen Berührung ermöglichten. Bei den erwähnten großen Zahlen kann das Verfahren nur ein summarisches gewesen sein; aber auch so wird es dem nur für die heitern Seiten des Lebens empfänglichen König manches Opfer an Bequemlichkeit und Wohlbehagen auferlegt haben.

Jakob der Zweite übte die Berührung in der hergebrachten Weise; ob auch mit innerlicher Beteiligung, ist sehr zweifelhaft. Denn so sehr auch der in dem alten Brauch liegende Vorzug seinem bigotten Wesen und seiner übertriebenen Meinung von den königlichen Vorrechten zusagen mochte, stand er doch nach dem Zeugnis John Evelyns dem landläufigen Wunderglauben nicht ganz kritiklos gegenüber. Evelyn berichtet in seinem Tagebuche unter dem September 1685 von einer Reise nach Portsmouth, auf der er den König begleitete. Als das Gespräch einmal in größerem Kreise auf allerhand Wundergeschichten, die *Saludadores* (von den spanischen Bischöfen ermächtigte Gaukler, die ohne Schaden in heiße Backöfen krochen), das zweite Gesicht und dergleichen kam, zeigte sich Jakob schwierig im Glauben, aus Furcht vor Betrug. Folgerichtig war es, daß der König, der sich seit seiner Thronbesteigung offen als Papist bekannte, auch zu der Berührung, sehr zum Verdruße seiner getreuen Untertanen, römische Geistliche, Benediktiner und andre Ordensleute zuzog. So bemerkt Evelyn in seinem Tagebuch unter dem 5. November 1688 (also nur wenig Wochen vor dem Siege der unblutigen Revolution, während der Prinz von Oranien schon aus dem Westen auf die Hauptstadt rückte): Ich sah den König wegen des Übels berühren, wobei der Jesuit Piten amtierte.

Unter seinem Nachfolger, dem kühl überlegenden und verschlossenen Wilhelm dem Dritten, fand keine Berührung statt. Daß er einmal auf einer Reise dazu vermocht worden sei zu berühren, indem er zu Gott betete, er möge den Kranken heilen und ihm mehr Weisheit verleihen, ist nur ein unbeglaubigtes Gerücht, dessen Fassung zudem bei ihm keinen großen Glauben an den Vorgang voraussetzt. Die Jakobiten legten ihm diese Zurückhaltung als Bewußtsein von der Ungeschicklichkeit seiner Regierung aus, wie man ähnliches früher gegen den Usurpator Cromwell geltend gemacht hatte, von dem Browne fälschlich behauptet, er habe die Sache versucht, aber ohne Erfolg. Der große Protektor war zu verschlagen, als daß er daran geglaubt, und jedenfalls politisch viel zu klug, als daß er einen Versuch gewagt hätte, der gegen ihn hätte ausgebeutet werden können.

Unter der Königin Anna lebte die Berührung noch einmal auf. Sie wurde von ihren Ministern veranlaßt, die Einrichtung zu erneuern und aufrecht zu erhalten, aus rein politischen Gründen, weil die Eidweigerer behaupteten, die Kraft läge bei der verbannten Linie der Stuarts; geglaubt

daran werden ihre Staatsmänner nicht haben. Sie übte den alten Brauch bis zu ihrem Tode am 1. August 1714, wenn auch die Zahl der Berührungen nicht entfernt an die der frühern Regierungen heranreichte. Nach den Zeitungen wurden am 30. März 1714 an 200 Personen von ihr berührt, darunter auch ein skrofelkrankes Kind aus Richfield, der nachher so berühmt gewordne Lexikograph und Kritiker Dr. Samuel Johnson. Seine Mutter hatte ihn auf den Rat ihres Arztes nach London gebracht, doch blieb der Erfolg aus. Noch im Alter hatte Johnson eine verworrene, feierliche Erinnerung an die königliche Frau im Diamantschmuck und schwarzen Schleier. Sein Begleiter und Biograph Boswell pflegte scherzend zu ihm, der freimütig mit jakobitischem Anstrich davon sprach, zu sagen, seine Mutter hätte ihn nicht weit genug getragen, sie hätte ihn bis nach Rom bringen müssen. Barrington erzählt von einem Manne, der als Kind von Anna in Oxford geheilt worden war und als Zeuge vor Gericht danach eine Zeitangabe bestimmte. Er fragte ihn nachher, ob er wirklich geheilt worden sei. Der Mann antwortete mit einem bezeichnenden Lächeln, er selber glaube, sein Leiden habe niemals den Namen king's evil verdient, aber seine Eltern seien arm gewesen und hätten nichts gegen das bißchen Gold gehabt.

Ein sehr bemerkenswerter Umstand unter der Regierung Annas war der Druck der üblichen Liturgie in Verbindung mit dem Book of Common Prayer, also der staatskirchlichen Agende. Die älteste überlieferte Form ist die Heinrichs des Siebenten, die auch von Heinrich dem Achten und Edward dem Sechsten mit einigen Änderungen gebraucht wurde. Nur die Teile wurden in der Reformationszeit getilgt, in denen die Heiligen und die Jungfrau Maria angerufen wurden. Von Elisabeth wurde das Kreuzeszeichen angewandt, von ihren Nachfolgern wieder weggelassen. Unter Karl dem Ersten wurde der ganze Dienst englisch verrichtet, in der Form, die bis auf Anna bestehn blieb. Obgleich man unter Jakob dem Zweiten die von Karl dem Zweiten angewandte Liturgie benutzte, und anfangs staatskirchliche Kapläne der Feier beiwohnten, war es doch Jakobs Absicht, hierin wie in allem andern als Romanist vorzugehen. Er ermächtigte den Drucker Hills, die unter Heinrich dem Achten vor dessen Abfall gebrauchte Form neu zu drucken, wenn diese auch nicht öffentlich gebraucht wurde. Obgleich die Liturgie in jeder Fassung ohne alle kirchliche Beglaubigung war, wurde sie doch unter Karl dem Zweiten 1662 mit den 39 Artikeln dem Common Prayer Book als Anhang beigegeben und unter Anna sogar in den Text eingefügt oder wahrscheinlich vielmehr von dem Leiter der Staatsdruckerei eingeschmuggelt; denn die Maßregel ist wenigstens niemals von der Königin im Staatsrat verfügt worden. Diese Einfügung wurde, obwohl Georg der Erste den Brauch für immer fallen ließ, doch noch in der Ausgabe von 1715 beibehalten, wohl aus Versehen, weil der Drucker keine Gegenanweisung erhalten hatte. Dies gab den Anlaß, daß die Sache auf dem nächsten Kirchentag (Convocation) verhandelt und gerügt wurde, woraus man schließen darf, daß die Geistlichkeit nicht an die Berührung glaubte, wie denn die Kirche amtlich nie von ihr Notiz genommen hatte.

War somit die königliche Gabe der Heilung in England erloschen, so

blieb es doch noch geraume Zeit die Politik der Jakobiten, die ihr günstigen Vorstellungen im Volke lebendig zu erhalten. Im Jahre 1721 erschien der „Brief eines Herrn in Rom an einen Freund in London“ mit dem Berichte einiger überraschender Kuren durch Berührung, die kürzlich in der Nähe dieser Stadt bewirkt worden seien, offenbar um die Aufmerksamkeit und Teilnahme auf den Prätendenten Jakob zu lenken. Doch berührte der jüngere Prätendent Karl Edward während seines Aufenthalts in Edinburgh 1746 ein Kind nur widerstrebend auf Zureden seiner Freunde.

Erwähnung verdient in diesem Zusammenhange als ein Beweis für den Umschwung der Zeit das Mißgeschick, fast möchte man sagen der Reinsfall, eines ausgezeichneten Gelehrten. Thomas Carte (1686 bis 1754) veröffentlichte von 1747 an eine seit 1743 sorgfältig vorbereitete Geschichte von England in großem Stil. Der Gemeinderat der City von London hatte zur Deckung der Kosten auf sieben Jahre je fünfzig Pfund gezeichnet, ebenso die Innungen der Goldschmiede, Krämer und Weinhändler jede zwanzig Pfund auf dieselbe Zeit. Der Erfolg des Werkes wurde vereitelt durch die unvorsichtige Einfügung einer Fußnote, die eigentlich gar nicht für den Druck bestimmt war. Die Korporation von London und die Innungen zogen 1748 ihre Beiträge zurück. Der unermüdliche Sammler, mit seinem riesigen Stoff allein gelassen, ließ zwar noch einen zweiten und dritten Band erscheinen und hinterließ einen vierten, der nach seinem Tode gedruckt wurde, aber sein Werk fiel der allgemeinen Nichtachtung anheim und wurde erst vom Ende des Jahrhunderts an nach Verdienst gewürdigt. Die verhängnisvolle Fußnote lautet: „Was man auch sagen mag zugunsten einer Haftung der Gabe an dem ältesten geraden Abkömmling der königlichen Häuser von Frankreich und England, so habe ich persönlich ein sehr merkwürdiges Beispiel einer solchen Heilung gesehen, das unmöglich der königlichen Salbung zugeschrieben werden kann. Ein gewisser Christoph Lovell aus Wells in Somersetshire, nachher in Bristol wohnhaft, war völlig durch das Königsübel herabgekommen, und kein Arzt hatte ihm helfen können. Da entschloß er sich, ins Ausland zu gehn, um sich berühren zu lassen. Sein Oheim, ein alter Matrose, nahm ihn im August 1716 mit nach Cork und weiter nach der französischen Insel Ré. Von da reiste der Kranke über Paris an den Ort, wo er von dem ältesten Abkömmling eines Königsgeschlechts, der weder gekrönt noch gesalbt worden war (gemeint ist natürlich der Prätendent), Anfang November geheilt wurde; und zwar begann die Heilung sofort mit der Berührung und Umhängung eines Seidenbandes nebst Silberstück. Bald nach seiner Rückkehr nach Bristol, Anfang Januar, sah ich ihn vollständig gesund, nur mit den Narben, und ich hatte eine Besprechung mit zwei hervorragenden Ärzten, den Doktoren Lane und Bye, die den Mann vorher behandelt hatten und den Fall zu den wunderbarsten Ereignissen rechneten, die je geschehn wären.“ Binnen wenig Tagen erschienen drei Flugschriften gegen Carte, und es half diesem nichts, daß er erklärte, er habe die Note nur geschrieben, um zu beweisen, daß die Heilkraft nicht an die Krönung und Salbung gebunden sei.

Im Lande Voltaires und der Encyclopädisten blieb das *attouchement*

noch etwas länger, bis zum Untergang des anciens régime in Übung. Es war ein wesentlicher Teil der Salbungs- und Krönungsfeierlichkeiten mit eigentümlichen Überlieferungen, über die das Buch Menins, eines Mitglieds des Parlaments von Metz, *Traité historique et chronologique du Sacre et Couronnement des Rois et Reines de France*, Amsterdam 1724, unterrichtet. Am dritten Tage nach ihrer Salbung in Reims pilgerten die französischen Könige altem Herkommen gemäß zu Pferde nach der Kirche des heiligen Markulf in Corbigny zu einer neuntägigen Andacht und berührten dort im Schiff der Kirche die zahlreich sich einstellenden Skrofelfranken. Sie bekamen damit, daß die Heilkraft ein Geschenk des Himmels sei und keine andre Ursache habe als den Willen des Allmächtigen, der so seine Vorliebe für die erstgeborenen Söhne seiner Kirche bezeugte und ihnen die Bewunderung und Ehrfurcht aller Völker des Erdkreises sicherte. Auch nach Menin hat Chlodovech die Gabe bei seiner Bekehrung und Taufe empfangen. Er erprobte sie zuerst an seinem Günstling Lanicet, der unmittelbar nach Chlodovech die Taufe empfing, und von dem die Überlieferung das berühmte Geschlecht der Montmorency abstammen läßt. Deshalb führt diese altersstolze Familie, der man nachsagte, daß ihr Ahn beim Einsteigen in die Arche den Vortritt vor Noah verlangt habe, den Wappenspruch *Dieu aide au premier chrétien*. Der König hatte geträumt, daß wenn er seinen kranken Liebling berühre, er gesunden würde. Darauf ermahnte der heilige Remigius den König, ihn unter Anrufung Gottes zu heilen. Sankt Markulf aus Bayeux baute unter Childebert das Benediktinerkloster Nanteuil und verrichtete viele Wunder, besonders mit der Heilung der Skrofeln. Er starb 558, und ein Teil seiner Gebeine ruht in Corbigny, einer Priorei in der Diözese von Laon, die zur Abtei St. Rémi in der Champagne gehört. Die Wallfahrt nach Corbigny im Anschluß an die Weihe und die Krönung machten die Könige seit Ludwig dem Heiligen, der auch die neuntägige Andacht einführte. Wem die Staatsgeschäfte nicht erlaubten, neun Tage zu bleiben, der überließ die Vollendung der Andacht dem Almosenier. Manche haben den Zug unterlassen, so wegen der Kriegsunruhen Heinrich der Vierte, der die neun Tage in St. Cloud aushielt, und Ludwig der Bierzehnte, der sich mit einer kurzen Andacht in St. Rémi begnügte, wo er auch am 9. Juni 1654 gegen 2600 Personen berührte. Ludwig der Fünfzehnte konnte wegen der schlechten Wege, im Oktober 1722, nicht hingelangen und ließ den Reliquienschein des heiligen Markulf nach St. Rémi bringen, wo er im Garten der Abtei am Vormittag des 29. Oktober mehr als 2000 heilte. Er war dabei barhaupt, der erste Arzt stützte die Hand auf den Kopf jedes einzelnen Kranken, der Herzog von Harcourt hielt ihnen die verschlungnen Hände, und der Almosenier Kardinalbischof Rohan teilte die Gaben aus, jedem Ausländer dreißig, jedem Franzosen fünfzehn Sous. Die Spanier kamen, wie es die Sitte wollte, zuerst, die Franzosen zuletzt an die Reihe. Der König strich mit der rechten Hand von der Stirn zum Kinn und von der einen zur andern Seite des Gesichts in der Form des Kreuzes. Drei Chefs de Goblet hielten drei mit Essig, mit gewöhnlichem und mit Orangensaft getränkte Tücher bereit, die von den Herzögen von Orleans, von

Chartres und von Bourbon dem Könige gereicht wurden, der sich damit die Hände wuschte.

Zu der Menge überlebter, zum Teil uralter Einrichtungen, mit denen die große Revolution aufräumte, gehörte auch das *attouchement*, das, wie man damals glauben durfte, mit seinem Träger, dem bourbonischen Königtum, für immer verschwand. Und doch sollte es noch einmal eine kurze Auferstehung erleben. Während Ludwig der Ahtzehnte in den Mühen um die Neuordnung der Verhältnisse vor und nach den hundert Tagen keine Zeit für eine Krönungsfeier gefunden hatte, deutete sein Bruder und Nachfolger Karl der Zehnte schon durch die prunkvolle Feierlichkeit, mit der er sich (29. bis 31. Mai 1825) nach dem alten, nur wenig zurechtgestutzten Zeremoniell in der Kathedrale zu Reims salben und krönen ließ, unmißverständlich an, daß er ganz im Sinne der alten „allerchristlichsten“ Könige zu regieren gedenke. Die dort von ihm vollzogene Berührung sollte sich in die Gesamtheit der Mittel für die politisch-kirchliche Wiedergeburt einfügen, trug aber nur dazu bei, daß sich die große Masse der Nation von einem Monarchen abwandte, der in hartnäckiger Verblendung die Verehrung alter, aus der royalistischen Kumpelkammer an das helle Tageslicht hervorgeholter Fragen einem veränderten Zeitgeist aufnötigen wollte. Ob und wie oft Karl der Zehnte nach den Tagen von Reims die Berührung vollzogen habe, vermag ich nicht zu sagen, da ich keine Gelegenheit gehabt habe, den *Moniteur* aus den Jahren 1825 bis 1830 zu lesen, worin sich die entsprechenden Angaben finden müßten.

In der wundertätigen Berührung können wir auch vom christlichen Standpunkt aus nur ein Phantasiegebilde, einen Aberglauben sehen. Der evangelische Glaube bedarf, wie wir schon von Fuller gehört haben, solcher Surrogatwunder nicht. Dennoch wäre es ungerecht, wenigstens für die ältere Zeit, von einem Schwindel zu reden; es war eine Verirrung, deren Wurzeln in einem überspannten Begriff vom Königtum zu suchen sind. Das Alte Testament erzählt in einer der vielen großartig einfachen Geschichten, die für erste Menschheitserfahrungen geradezu typisch sind, die Entstehung des Königtums bei den Israeliten. Wie Samuel dem Volke vorhält, hätte dieses sich in republikanischer Freiheit, nur nach den Gesetzen Gottes, selbst regieren können, wenn in ihm eine idealere, opferfreudige Gesinnung geherrscht hätte. Aber die Menschen waren eben nicht danach. Sie fanden es bequemer, einen König zu verlangen, wie alle Heiden hatten, der sie richtete und vor ihnen herzog und ihre Kriege führte, und erwarteten von ihm eine Besserung ihres selbstverschuldeten staatlichen und nationalen Glends. Daß einem solchen König neben schweren Pflichten auch weitgehende Rechte zufallen mußten, ohne die er die Pflichten gar nicht erfüllen konnte, davon wollten sie nichts hören, obgleich Samuel es ihnen nüchtern und eindringlich genug vorstellte. Der höhere Rechtsstand des Königs fand seinen Ausdruck in der Salbung. Der von Gott berufene, gottgeweihte Herrscher, der Gesalbte des Herrn, wurde damit nicht zu einem Übermenschen gemacht, wohl aber, wie schon früher die Priester, aus der Masse des Volkes herausgehoben und auf eine höhere Stufe gestellt. Auch für uns sind die Titel „Kaiserliche und Königliche

Majestät“ nicht byzantinische Redewendungen, sondern der zutreffende Ausdruck für eine überragende, rechtlich begründete Stellung, die für das naive Volksgemüt leicht etwas Mystisches annimmt. Ich erinnere mich noch, mit welchem Schauer der Ehrfurcht ich, als Knabe nach der Hauptstadt mitgenommen, zum erstenmal meinen Landesherrn sah — es war der letzte Kurfürst von Hessen auf einer Ausfahrt nach Wilhelmshöhe. Wohl ist wahr, Fürsten sind Menschen vom Weibe geboren und als solche den Gesetzen des Menschendaseins unterworfen, wie andre Sterbliche der Freude und dem Leide, Versuchungen und Irrtümern zugänglich; aber eins haben die gekrönten Häupter doch voraus, ein unvergleichliches Amt, und bei denen unter ihnen — daß auch hier Idee und Wirklichkeit nicht immer übereinstimmen, dafür hat schon das Alte Testament eine Reihe von Beispielen —, die dieses wirklich auszufüllen bestrebt sind im wahren Sinne des Wortes „von Gottes Gnaden,“ nämlich im Gefühle der Verantwortlichkeit gegenüber einem Höhern, wird wohl auch das Wort ein wenig Wahrheit behalten: „Wem Gott ein Amt gibt, dem gibt er auch den Verstand.“ Ganz abgesehen davon, daß die Purpurgeliebten von dem Kleinram des Lebens verschont bleiben, von den kleinlichen, alltäglichen Hemmungen, die auch einen hochfliegenden Geist zuletzt niederdrücken können; abgesehen davon, daß ihnen meist Mittel zu einer freien Selbstentfaltung zu Gebote stehn, die auch dem reichsten Privatmann versagt sind, gibt ihnen ihr hoher Standpunkt — um nur ein Wichtiges zu erwähnen — die Möglichkeit, sich in weit höhern Grade als gewöhnliche Menschen gleicher Begabung eine schnelle und sichere Menschenkenntnis zu erwerben, wie man das beim alten Kaiser Wilhelm sehen kann, den seine Mutter für das am wenigsten begabte ihrer Kinder hielt.

Alle diese Vorgänge erwecken in dem Volksempfinden wohl die Vorstellung unbegrenzter Möglichkeiten, die zu einer abgöttischen Verehrung des Herrschers und umgekehrt zu einer ungerechten Beurteilung seines für unzulänglich gehaltenen guten Willens führen kann. Wenn dann, wie bei unsern westlichen Nachbarvölkern, durch eine frühe Entwicklung zum Einheitsstaate die ganze Macht eines Reiches in die Hand eines Einzelnen gelegt und auf diesen ohne Einschränkung der spätrömische Rechtsgrundsatz vom Monarchen als *fontis legis* angewandt wird, wenn die Fülle der Rechte die Pflichten zurücktreten läßt, dann entsteht, wenigstens in der Theorie, die Formel *L'Etat c'est moi*, der Staat verkörpert sich völlig in seinem Regenten, wie denn bei Shakespeare mit England, France, Denmark die Herrscher dieser Länder angedeutet werden. Lag so die Versuchung nahe, daß die Nationen ihr Volkstum in ihrem Königtum idealisiert vorstellten, dann war es auch natürlich, daß die vom mittelalterlichen Wunderglauben ins Übermenschliche gesteigerten Vorzüge ihrer Herrscherhäuser ein Gegenstand nationaler Eiferfucht wurden. Unter unsern alten Kaisern hat es keinen *Roi Soleil* geben können. Das alte römisch-deutsche Reich ist niemals ein straffer Einheitsstaat gewesen, und die *Sacra Caesarea Maiestas*, die bei der individuellen Mannigfaltigkeit des deutschen Lebens immer von dem guten Willen vieler abhängig war und zudem oft mit einem oder gar beiden Füßen außerhalb Deutschlands stand,

hat zu keiner Zeit nach Karl dem Großen die Nation ganz, wie in Frankreich und England, in sich verkörpert. Es ist deshalb kein Zufall, daß wir in der deutschen Geschichte nichts der königlichen Gabe ähnliches finden. Dafür sind uns auch wenigstens die Staatsumwälzungen erspart geblieben, die durch den ganzen Vorstellungskreis notwendig wurden, worin allein der Glaube an die königliche Gabe erwachsen konnte.



Die familiengeschichtliche Forschung



Im Deutschen Herold, der bekannten Zeitschrift für Wappen-, Siegel- und Familienkunde, wurde vor einiger Zeit (Septemhernummer 1903) zur Vorsicht in familiengeschichtlichen Forschungen gemahnt, und zwar im Hinblick auf einen Aufruf zu der Zusammenkunft einer bürgerlichen Familie, die angeblich ihre Abstammung bis ins Jahr 1379 festgestellt hat. Ohne zu bestreiten, daß sich vielleicht Träger des Namens dieser Familie bis ins vierzehnte Jahrhundert nachweisen ließen, wurde darauf hingewiesen, daß für jeden Stammbaum ausschließlich urkundliche Belege, in der Hauptsache also Geburts- und Sterbeurkunden zugrunde gelegt und alle noch so verlockenden Vermutungen verworfen werden müßten, wenn die Forschung von der Wissenschaft der Genealogie ernst genommen zu werden wünsche. Zugleich bemerkte die Schriftleitung zur Sache, daß einzelne bürgerliche Geschlechter, namentlich städtische, ihre Stammtafel bis ins vierzehnte Jahrhundert mit Sicherheit feststellen könnten, daß solche Fälle aber zu den Ausnahmen gehörten.

Diese Mahnung gibt Veranlassung, den heutigen Stand der familiengeschichtlichen Forschung der bürgerlichen Geschlechter den Lesern der Grenzboten in kurzen Umrissen vorzuführen, besonders da dieser Zweig der Geschichte noch verhältnismäßig jung und die Genealogie eigentlich erst in den letzten Jahren auf die bürgerlichen Familien ausgedehnt worden ist. Die adlichen Geschlechter haben von jeher auf die Erforschung ihrer Familiengeschichte schon deshalb mehr Wert gelegt, weil mit dem urkundlichen Nachweis einer bestimmten Ahnenreihe — abgesehen von dem Glanze und Ruhme des Geschlechts — mancherlei Vorteile materieller Art, zum Beispiel in Stifts- und Erbschaftsachen, verbunden sind, die den einzelnen Gliedern zugute kommen können. Seit Jahrhunderten haben sich deshalb die Gelehrten damit abgegeben, die Ahnentafeln der Geschlechter des Adels aufzustellen und dessen Stammbäume bis in die graue Vorzeit hinauf zu verfolgen. Die Phantasie spielte dabei allerdings oft eine große Rolle, und es wirkt in unsern Tagen manchmal geradezu komisch, wenn irgend ein alter Genealoge alles Ernstes die Wurzeln eines Adelsgeschlechts bis auf Karl den Großen oder bis zur Völkerwanderung, ja bis in die Römerzeit zurückzuführen weiß. Das verflossene Jahrhundert hat auch auf diesem Gebiete gründlich aufgeräumt, an die Stelle haltloser Phantasien und Hypothesen ist